

# Evangelisches Wochenblatt



1715 Postverzeichnis. Dreizehnter Jahrgang. — Preis pro Quartal 50 4. Inf.-Gebühr pro 3spaltige Zeile 20 4. Auflage 4600.

No. 4.

Neunkirchen, R.-B. Erier, den 24. Januar

1886.

## Haltet Frieden!

Röm. 12, 17—21.

In einem herrlichen, über 1000 Jahre alten Helden-  
Egeseunge unseres Volkes wird unser Heiland oft als  
„das Friedekind Gottes“ bezeichnet, und es ist das  
ein gar passender und schöner Name, denn es offen-  
barte sich ja Seine Herrlichkeit immer ganz besonders  
auch in dem Frieden, der Ihn erfüllte, der auf Seiner  
Stirne ruhte, und der von Ihm ausgehend erquickte,  
die zu Ihm kamen. Sind denn auch wir zu Ihm ge-  
kommen und Seiner Gnade teilhaftig geworden: o, so  
lasset uns doch auch wandeln als die Kinder des Frie-  
dens! Davon redet die heutige Epistel.

Wenn da freilich steht: „Ist es möglich, so viel an  
euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden,“  
so sehen wir schon aus diesen Worten, daß es uns auch  
beim besten Willen nicht immer möglich sein wird, im  
Frieden zu leben. Denn ein so köstliches Gut der Friede  
auch ist, so sollen wir ihn doch nicht erkaufen wollen  
mit einem Brandmal im Gewissen, oder so einer etwa  
um des lieben Friedens willen einmal den Glauben ver-  
leugnen, einmal andern zu Gefallen etwas Böses mit-  
machen oder das Böse, was andere thun, billigen wollte:  
was hieße das anders, als seine Ehre vor Gott mit  
Füßen treten? Es wäre das eine jämmerliche Feigheit  
und eine Schwachheit, die sich bitter rächen würde, beides,  
an dem, der sie begeht, und an denen, um deren willen  
sie begangen wird. Es wäre das das Gegenteil von  
dem, was wir an Jesu sehen, der immer in der Wahr-  
heit blieb, und der sich lieber geißeln, mit Dornen  
krönen und ans Kreuz erhöhen ließ, als daß Er auch  
nur ein einziges Mal aus dem gewichen wäre, was  
Seines Amtes war. — Aber „so viel es möglich,“ „so  
viel an uns ist“ sollen wir allerdings Frieden haben  
mit allen Menschen. Von uns soll der Streit nicht  
ausgehen. Wir sollen den Menschen immer nur Gutes  
erzeigen, und dadurch offenbar machen, was in uns ist.  
Damit wir aber diese Ermahnung erfüllen können,  
gibt uns der Apostel allerlei heilsame Ratschläge.

Der erste Rat ist der: „Haltet euch nicht selbst  
für klug“ (17). Denn woher kommt doch die meiste  
Uneinigkeit unter den Menschen? Ists nicht aus ihrer  
leidigen Eingenommenheit von sich selber? Ists nicht  
daher, daß jeder denkt, nur wie er eine Sache beurteile,  
so sei es auch, nur seine Ansichten seien die richtigen,  
nur seine Vorschläge die allein zweckentsprechenden? und  
will so jeder mitreden über Dinge, von denen er im

Grunde doch vielleicht nur wenig oder nichts versteht,  
und will sich keine Mühe geben, auch einmal still zu  
schweigen und zu lernen, und mit unbefangenen und  
offenem Sinn auch einmal auf das zu hören, was andere  
sagen!

Ein zweiter Rat ist der: „Fleißiget euch der  
Ehrbarkeit gegen jedermann“ (18). Unter „Ehr-  
barkeit“ ist hier alles verstanden, was wir andern zu  
leisten schuldig sind. Es ist nicht nur das, was sonst  
im engern Sinne „ehrbar“ heißt, der wohlstandige  
Wandel eines Christen in Sittsamkeit und Zucht, sondern  
auch die rechte Gewissenhaftigkeit im Amte, die schuldige  
Ehrerbietung gegen die Vorgesetzten, die Freundlichkeit  
gegen Untergebene, die Rechtschaffenheit im Handel und  
Wandel, die Billigkeit im Urteil, die Wahrhaftigkeit  
im Reden, die Zuverlässigkeit in dem, was wir ver-  
sprochen. Und wird nicht in der That tausenden von  
Streitigkeiten die Quelle verstopft sein, wenn wir uns  
hinschauend auf Jesum und beiseel von Seinem Geiste,  
in dieser Weise der Ehrbarkeit besleißigen gegen jeder-  
mann, wer es auch sei, hoch oder niedrig, reich oder  
arm, Freund oder Feind?

Ein dritter Rat ist: „Vergeltet niemand böses  
mit bösem“ und „rächet euch selber nicht, son-  
dern gebet Raum dem Zorn“ (19), d. h. lassiet ihn  
von euch ausfahren, statt euch von ihm knechten zu  
lassen. Denn es wäre möglich, daß ihr euch nichts be-  
wußt seid, ihr habt dem andern gern das seinige ge-  
geben, doch thut er euch böses, schilt, verleumdet euch  
oder sucht euch sonst zu schaden, und Fleisch und Blut  
denken da alsobald: „das darf ich mir nicht bieten lassen,  
wie Du mir, so ich Dir, Auge um Auge, Zahn um  
Zahn.“ Aber sollen wir uns denn von Fleisch und  
Blut regieren lassen? Sind wir nicht Jünger des  
Meisters, „welcher nicht wieder schalt, da Er gescholten  
ward, nicht drohete, da Er litt, Er stellte es aber Dem  
heim, der da recht richtet“? (1. Petri 2, 23). So  
rächet euch auch nicht selber, sondern gedenket an das  
Wort: „Die Rache ist Mein, Ich will vergelten,  
spricht der Herr“ (5. Mos. 32, 35), und übergebet  
eure Sache ruhig Ihm, aber das ja nicht mit dem  
Wunsch im Herzen, daß Er nun alsobald mit Seinem  
Gericht über den Sünder herfahre, sondern mit dem  
aufrichtigen Gebet, daß Er ihn, so es möglich ist, noch  
herumhole und ihn errette.

Wo das geschieht, da wird der Mensch geschickt,  
auch den Rat zu befolgen: „So nun deinen Feind  
hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke



ihn" (20). Denn wer für seinen Feind mit Gott geredet hat dem ist's nicht genug, ihn nicht wieder zu kränken, der kann ihm, wenn er in Not ist, seine Hülfe nicht versagen, der muß sich seiner erbarmen, wie jener Neger den Mann, der ihn einst in die Sklaverei verkauft hatte, da er ihn später im Elend sah, zu sich nahm und ihn als einen Vater pflegte. Solche Güte wird der Bosheit keinen Vorschub leisten, wie etliche fürchten, sondern sie am gründlichsten überwinden, denn „wenn du das thust, wirst du feurige Kohlen auf das Haupt deines Feindes sammeln" (20); da wird er sich am ersten schämen lernen, in sich gehen und anders werden, und so erfüllt man recht, was zum Schluß als in der Summa also lautet: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem" (21).

Auf diese Weise also soll dem Streit gewehrt, so soll ihm, wenn ihn andre anfangen, die Spitze abgebrochen und doch noch alles zum Besten von uns gelehrt werden. So sollen wir wandeln als die Kinder des Friedens. Aber wer wandelt denn schon so? Und warum wandeln wir nicht so? Weil wir noch nicht genug glauben an Den, in dem alles Friedens Fülle liegt. Darum hin zu Ihm mit dem herzinnigen Gebet: Gib uns Deinen Frieden, o Jesu! Amen.

### Der Vereiner.

Ein Bild aus dem Volksleben, gezeichnet von Adolf Fauth.

(Fortsetzung.)

Die Festklänge waren verrauscht und die Kränze verwelkt. Freudenberg hatte wieder sein Alltagskleid angelegt. Von den vielen Festgästen war nur einer zurückgeblieben: Herr Schmelzer, der Gast des Kaufmanns Ferdinand Meyer. Es schien ihm außerordentlich gut in seinem Quartiere zu gefallen, da er so gar nicht an die Heimreise dachte. Was in aller Welt hielt ihn zurück? Frau Meyer gewiß nicht, denn ihre Mienen wurden täglich verdrießlicher und ihre Antworten farger. Die Merkwürdigkeiten des Städtleins konnten es auch nicht sein, denn solche gab es nicht. Der Gastgeber schleppte seinen Freund von einem Vereinslokale zum andern und stellte ihn seinen Bekannten vor, worüber dieser durchaus nicht erfreut war. Wir wollen es nicht länger verheimlichen, was das scharfe Auge der Frau Sophie sogleich gemerkt hatte: Herr Schmelzer, der muntere Krieger, gab sich alle Mühe, Malchens Herz zu erobern. Sie suchte ein Zusammensein des unerfahrenen Mädchens mit diesem Manne, gegen den sie einen entschiedenen Widerwillen hatte, nach Möglichkeit zu verhindern.

Eben war er aus dem Zimmer gegangen, um, wie er sagte, einige kleine Einkäufe in der Stadt zu besorgen. Minchen war in der Küche beschäftigt und Malchen hatte die Mutter nach dem Markte geschickt, Butter und Eier zu kaufen. Herr Meyer saß gelangweilt auf dem Sopha und blätterte in einer eben angekommenen Musterkarte.

„Ferdinand," hob jetzt Frau Meyer an, „warum schiebt dein neuer Freund seine Abreise von einem Tage zum anderen auf? Wie kann er so lange von seinem Geschäfte abwesend sein? Das thut kein richtiger Kaufmann. Auch sein Benehmen gefällt mir schlecht, wenn ich die Wahrheit sagen soll.“

„Er hat einen zuverlässigen Gehülfen zu Hause, wie er mir sagte," erwiderte der Angeredete und sah erstaunt seine übelgelaunte Gattin an. „Was mißfällt Dir an ihm? — Er ist ein tüchtiger Kaufmann und ausgezeichnetes Gesellschaftler. Ich mag ihn gut, ja, offen gesagt, sehr gut leiden.“

„Er verdreht unserer Jüngsten den Kopf!" pläzte die erregte Hausfrau heraus. „Sie ist ja noch ein halbes Kind und ans Heiraten nicht zu denken. So viel Einsicht sollte doch dieser eitle Mensch haben, aber" —

„Aber, was willst Du, liebe Frau? Eine bessere Partie könnte ja das Malchen gar nicht machen. Schmelzer besitzt ein Delikateßengeschäft in Siebenkirchen und soll eine ausgezeichnete Kundschaft haben. Er wird, wie allgemein verlautet, bald ein gemachter Mann sein.“

„Woher kennst du seine Verhältnisse? Doch wohl nur aus seinem eigenen Munde, und daß er den Mund oft viel zu voll nimmt, ist sonnenklar.“

„Das kann ich besser beurteilen, als Du, wenn Du gefällig erlaubst" — meinte lachend Herr Meyer.

„Wie es mit dem Delikateßhandel bestellt ist, weiß ich recht wohl, lieber Mann! Es sind die unsichersten Geschäfte, die es in der Welt gibt! Ich könnte ein halbes Duzend solcher Leute aufzählen, die alle fallit geworden sind. Und das waren zum Teil rührige, vorsichtige Männer, die sich alle Mühe gaben, vorwärts zu kommen —“

„O Du Unglücksrabe!" seufzte mit komischem Pathos der vertrauensselige Kaufmann.

„Dein Freund Schmelzer," fuhr jene unentwegt fort, „hat ohne Zweifel zu seinem Handel viel Geld nötig und meint, wir wären steinreiche Leute, aber unsere Verhältnisse sind — Gott sei's geklagt — nicht so glänzend, wie es den Anschein hat. Wir sind im Rückgange, magst Du sagen, was Du willst! Du mußt unbedingt zu verhindern suchen, daß dieser Herr Schmelzer eine Thorheit begeht" —

„Was! eine Thorheit!" — rief Herr Meyer unwillig. Weiter kam er nicht, denn es öffnete sich die Thüre und der Genannte trat, Malchen an der Hand führend, ins Zimmer.

Die beiden streitenden Gatten waren stumm vor Erstaunen und wußten nicht, was sie sagen sollten.

„Wir wollten Sie um Ihren väterlichen und mütterlichen Segen bitten; unsere Herzen haben sich gefunden," flüsterte der Präsident des Kriegervereins und machte eine zierliche Verbeugung, während das Malchen über und über errötete.

Als auf diese Anrede die Antwort noch eine Weile ausblieb, denn die überraschten Eltern konnten in der That keine Worte finden — so stürzte Malchen, der die Sache unheimlich zu werden anfing, dem Vater an den Hals und überhäufte ihn mit süßen Schmeichelnamen. Dieser wurde gerührt, küßte sein liebes Töchterchen und begrüßte Schmelzer als zukünftigen Schwiegerjohn, indem er seiner Freude Ausdruck gab, daß Malchen einen solch wackern Mann bekomme.

Frau Meyer mußte sich ins Unvermeidliche fügen und stotterte mit süßsaurer Miene einige unverständliche Worte. In ihrem Herzen aber war sie ingrimmig über diesen keden Menschen, der sich so rücksichtslos in die Familie eingedrängt hatte. Malchen war überglücklich; vor ihr lag die Zukunft in hellem Sonnenschein.

Als man ruhiger geworden, sprach Frau Meyer mit aller Offenheit ihre Meinung aus. Mit dem ihr eigenen



Nachdrucke erklärte sie: die Verlobung müsse vorläufig geheim gehalten werden; die Brautleute müßten sich zuerst einmal ordentlich kennen lernen und zum Heiraten sei Malchen noch viel zu jung. Einen Haushalt selbstständig zu führen, habe sie noch zu wenig Erfahrung.

Das war allerdings ein kleiner Dämpfer, der die stürmische Freude etwas mäßigte, aber man gab sich zufrieden.

Herr Schmelzer dachte: kommt Zeit, kommt Rat, blieb noch einige Tage und genoß sein junges Glück mit vollen Zügen, dann reiste er ab, um zu seinen Delikatessen, Kriegern und Fechtschülern zurückzukehren.

Gar dringend hatte der heimliche Bräutigam den zukünftigen Schwiegerpapa vor seiner Abreise eingeladen, ihn in seinem Heim baldigst zu besuchen. Frau Meyer, die einmal gerne etwas gewisses über die Verhältnisse Schmelzers vernommen, brauchte ihren Gatten nicht zu überreden, dieser Einladung Folge zu geben, denn er ging von Herzen gern, dieweil er sich in Siebenkirchen vergnügte Tage versprach. Mittelfst Postkarte zeigte er dem Freunde seinen Besuch an, damit dieser sich ein wenig vorbereiten könnte. Der Empfang war ungemein herzlich. In der Wohnung Schmelzers stand ein feines Gabelbrühstück bereit, das aus den ausgesuchtesten Leckerbissen bestand und Herrn Meyer, der solche zu würdigen wußte, trefflich mundete. An Madeira, Kapwein, Likören und anderen Herrlichkeiten fehlte es nicht. Im Ladengeschäft ging es heute so flott, daß Herr Meyer im Geiste seinen Schwiegersohn bereits nach mehreren Jahren sich zum Millionär emporzuschwingen sah. Freilich wußte er nicht, daß tags zuvor im Lokalblatte eine fett gedruckte Anzeige gestanden, worin Schmelzer seine Waren zu bedeutend herabgesetzten Preisen angekündigt hatte.

Am Abend führte der kluge Delikatessenhändler seinen väterlichen Freund in den Fechtclub ein. Es war große Vorstellung in einem öffentlichen Garten, der mit unzähligen Gasflammen und bunten Lampions taghell erleuchtet war. Eine Militärkapelle spielte unter großem Beifall des zahlreich versammelten Publikums; es wurde auch gesungen und deklamiert; launige Gesellen hielten humoristische Vorträge, wodurch Herr Meyer sich angeregt fühlte, einen alten Karnevalscherz vom Stapel zu lassen, der lebhaft beklatscht wurde; in einer Lotterie konnte man allerhand kleine Gegenstände gewinnen und im Pavillon drehten sich Fechtbrüder und Fechtschwestern in fröhlichem Reigen. Als die Pähne den anbrechenden Morgen verkündeten, trennte man sich, und Herr Meyer behauptete, schon lange sich nicht mehr so köstlich amüsiert zu haben. Zwar hatte das Vergnügen, da tapfer gefochten und nicht minder wacker gezecht worden, ihm seine Tasche so gründlich geleert, daß er froh war, ein Retourbillet beim Antritt seiner Reise gelöst zu haben. Er hätte sonst in eine kleine Verlegenheit kommen können. Doch er tröstete sich mit dem Gedanken, daß das Geld für die armen Waisenkinder bestimmt sei und ihm einen Gotteslohn einbringen werde. Herr Meyer schwor hoch und teuer, in Freudenberg einen Fechtverein zu gründen, an dessen Spitze er natürlich als Obersechtmeister treten sollte. Die beiden Fechtschulen müßten sich öfters gegenseitig besuchen und großartige Festlichkeiten veranstalten, um bedeutende Einnahmen zu erzielen. In seinem Geiste erhob sich schon ein stattliches Waisenhaus, und zwar nicht im fernem Süden, sondern in Freudenbergs nächster Umgebung.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Königsjubiläum in Berlin.

Am 3. Januar predigte Dr. Kögel in der Schloßkapelle zu Berlin in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen, der Kronprinzessin, des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, des Königs von Sachsen, des Großherzogs von Weimar, &c. &c. über 1. Kor. 15, 10 („Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin“). Wir teilen aus dieser Predigt folgende Gedanken mit: Nun danket alle Gott! So klingt es heut im ganzen Preußenlande, und alle deutschen Stämme stimmen ein. Ja, über Deutschlands Grenzen hinaus rollt in freudiger Bewegung die Woge der Teilnahme. Mit Preis und Dank sind wir in Gottes Heiligtum gezogen. Ist doch unsre Christenlehre, dem König der Könige, dem Vater des Lichts, dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben Dank opfern zu müssen. Allein Gott in der Höh sei Ehr! Mit diesem Gefühl begrüßt in Demut unser Kaiser und König den heutigen Tag. Umgeben von der Liebe und den Gebeten der Kaiserin, seiner greisen Schwester, seiner Kinder, Enkel und Anverwandten, unter den Segenswünschen treuer Freunde, hoher Gäste, von dem jubelnden Zuruf eines ganzen Volkes getragen, so geht uns der greise Jubilar mit seinem Dank voran; in dieser Feierstunde zeigt er tiefbewegt nach oben, das Wort des Apostels wiederholend: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin!“ 25 Jahre zurück — wer konnte ahnen und weisssagen, was da kommen sollte? Ein dreiundsechzigjähriger Monarch bestiegt den Thron seiner Väter. Ernste Pflichten, große Aufgaben, heiße Kämpfe erwarten ihn. Ein Jahrzehnt mit drei Kriegen folgt, und jedesmal darf er an der Spitze seines Heeres sieggekrönt durch das alte Brandenburger Thor einziehen. Durch Dienst zum Diadem! Welche Wendung durch Gottes Fügung! Durch Dienst und Kampf auch zum deutschen Kaiserdiadem, wie es von dem Einheitsbedürfnis unserer Nation heiß ersehnt, aus Verschüttungen und Zerrüttungen heldenmütig zurückerworben und erstritten ist. Und auch das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen, daß nach all den Kriegsgewittern nunmehr durch fünfzehn Jahre ein Lebensabend den Kaiser und König still gekrönt und Europa mitgesegnet hat, ein Abend voll Segnungen des Friedens, voll von Arbeiten der Fürsorge, Heilung und Versöhnung. Was ihm allsonntäglich das Kirchen-Gebet ersleht hat, „eine lange und gesegnete Regierung, ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Ratschläge, gerechte Werke, einen tapferen Mut, starken Arm, verständige und getreue Räte, sieghafte Kriegsheere, getreue Diener und gehorsame Unterthanen“ — Gott hats geschenkt. Er lenkt die Herzen der Könige, er wendet die Gedanken der Völker — an den rechten Ort stellt er die rechten Männer und unter seinem ewigen Ratsschluß reißt die Zeit, reißt die Erkenntnis und das Geständnis: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin“. — „Von Gottes Gnade“ — nichts demütigt so wie das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit der freien Gnade Gottes und der damit auferlegten Verantwortlichkeit. „Von Gottes Gnade“ — nichts ermutigt so, als die Gewißheit des Schutzes von oben und des Berufes, in Gottes Hand ein Werkzeug zu sein, durch die tägliche Erfahrung bei aller Mühe und Arbeit: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“ — Auch an schweren Prüfungen hat es im Laufe dieser fünf- und zwanzig Jahre nicht gefehlt. Meuchlerthat, Todesgefahr führten in tiefes Dunkel hinein; die Hölle spann wie-



derholt ihre Anschläge. Wo Menschenhülfe kein Nähe war, da wachte Gottes Auge, da hielt Gottes starker Arm Schild und Helm und war selber gute Wehr und Waffe. Ist Gott für uns, wer will wider uns sein?

Welch ein sonniger Tag, der 11. Juni 1879, als in eben diesen Räumen unserer Schlosskapelle der goldene Kranz die Häupter unsres kaiserlichen Paares schmückte! Auch den heutigen Tag begeht unser Volk wie ein Familienfest. Unseres Königshauses Wohl und Wehe das Wohl und Wehe unsres Volkes. Gott der Herr hat unser Volk in seinem König, unsern König in seinem Volke reichlich gesegnet.

Was einst den Erzvater Jakob bewegte, als er, zu zwei Heeren geworden, auf seine Kniee sank: „Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue“; — was ein Samuel empfand, als er an dem Wendepunkte der Geschichte Israels den Denkstein anpflanzte: „Eben-Ezer, bis hierher hat der Herr geholfen“; was durch das Herz des Königs David ging beim Rückblick auf ein unaussprechlich reichgesegnetes Leben: „wer bin ich und was ist mein Haus, daß du mich bis hierher gebracht hast?“ — : das erfüllt am Gedenktage seines Regierungsantritts unsres Königs Sinn. In der Ueberzeugung: „Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöh'n, bald stürzen kann“, legt er alle Kränze, welche huldigend die Hand der Pietät, welche staunend die Geschichte eines Vierteljahrhunderts reicht, zu den Füßen dessen nieder, der für uns die Dornenkrone getragen hat: „von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin!“ Nach einem besseren Kranz, als dem, den Ruhm und Herrschaft dieser Erde flechten, steht der Christen Sinn. „Halte, was du hast, damit dir niemand deine Krone nehme!“ so ruft die Offenbarung. „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich wiederum bekennen vor meinem himmlischen Vater“, so verheißt der eingeborene Sohn des lebendigen Gottes. „Dies arme Leben ganz für einen ewigen Kranz“ so antwortet der Glaube. — Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt hat es in einem Erlaß an sein Volk unser Kaiser öffentlich ausgesprochen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Wer ein Bekenner des Heilands ist, nur der wird ein Pfleger der christlichen Kirche sein. Ob es, woran unser Text zunächst erinnert, sich um das Amt eines Apostels, ob um den Dienst eines Königs oder sonst um einen Beruf handelt, immer soll Gottes Name geheiligt, Gottes Reich gebaut, Gottes Wille vollbracht werden. Sowohl der festlich hochbewegte Tag, wie die unscheinbare Pflichterfüllung des Alltagslebens soll in das Gefühl getaucht sein: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin!“ Der Baum mit fruchtbeladenen Zweigen neigt sich in Demut seinem Herrn. — Von der Festhöhe des heutigen Tages herab, herab von der strahlenden Zinne des Ruhmes senkt sich der Blick in jene Tage, wo Preußen tief am Boden lag. Sterbend legte Königin Luise auf des 13jährigen Prinzen Haupt zum Lebewohl und Segen ihre mütterliche Hand. Und dieser Segen ist, Preußen zur Ehre und Deutschland zum Heil, geblieben, geblieben auch der gute und böse Tage überdauernde, Zeit und Ewigkeit zusammenfassende Wahlspruch Friedrich Wilhelms des Dritten: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“ — Bleiben wir am Danken, bleibt Gott am Segnen! Mit dem heiligen Geist, der ein Geist des Gebets und der Dankagung ist, mit dem Frieden, der höher ist, als alle Vernunft, mit der Gnade, deren Kraft in unsrer Schwachheit

mächtig ist, behüte der Herr unseres Kaisers, unsres Vaters Ausgang und Eingang! Dies ist der Tag, den der Herr gemacht! Nun danket alle Gott! Amen.

### Die deutsche Mission und Kolonisation.

Es kann keine Frage sein, unsere deutsche Mission befindet sich gegenwärtig in einer bedeutamen Entscheidungszeit. Hat sie früher in aller Stille und Unscheinbarkeit, unbeobachtet und darum auch ungestört von der sogenannten öffentlichen Meinung, ihren Weg gehen können, so ist das neuerdings ganz anders geworden. Im Zusammenhang mit unserer deutschen Kolonialpolitik ist die allgemeine Aufmerksamkeit unseres Volkes auf sie gelenkt worden, man fängt an, ihre Bedeutung zu verstehen und zu würdigen, man möchte gerne ihre als unentbehrlich anerkannte Mitarbeit bei den kolonialen Unternehmungen in Anspruch nehmen und bewirbt sich darum um ihre Gunst. Es liegt auf der Hand, daß diese neue Lage, in welche sich die Mission in Deutschland versetzt sieht, ihre großen Bedenken und Gefahren hat, und daß es für sie jetzt gilt, sich recht auf sich selbst zu besinnen, um sich nicht auf fremde verkehrte Bahnen drängen zu lassen. Sind wir uns aber dieser Bedenkllichkeiten unserer gegenwärtigen Lage klar bewußt, dann können wir trotz derselben dennoch getrost und zuversichtlich in die Zukunft blicken.

Wir Missionsleute müssen im guten Sinne immer Fortschrittsleute sein. Wir dürfen uns nie bei dem beruhigen oder mit dem zufrieden geben, was wir durch Gottes Gnade schon erreicht haben, dürfen auch nicht in allzu vorsichtiger Berechnung immer nur an die vielen und zumteil noch ungelösten Aufgaben auf den schon bisher von uns in Arbeit genommenen Feldern denken, sondern müssen unsern Blick auch gerichtet sein lassen auf die weiten Gebiete derer, die noch ohne Evangelium sind; die neue Bedeutung, welche Deutschland jetzt als Kolonialmacht erlangt hat, muß von den Missionsleuten ohne Zweifel als eine gewaltige Mahnung erfaßt und verstanden werden, noch ganz anders, viel treuer und eifriger unserer Missionspflicht nachzukommen und die vom Herrn uns gebotenen Gelegenheiten, den Heiden das Evangelium zu bringen, wahrzunehmen.

Auch uns in der Rheinischen Mission ist es fast gegen unsern Willen nahegelegt worden, ja wir sind, wie wir meinen, vom Herrn darauf geführt worden, zu erwägen, ob wir nicht trotz der vielen und zumteil ausgedehnten Gebiete, in denen unsere Missionare arbeiten, doch noch ein neues wichtiges Gebiet, *Neu-Guinea*, hinzunehmen könnten, denn wozu anders hat Gott der Herr es so gesügt, daß diese größte und unermesslichste Insel der Erde nun unter die drei evangelischen Mächte Holland, England und Deutschland geteilt ist, als dazu, damit alle drei den armen Papuas von Neu-Guinea das Evangelium brächten? Holland und England sind schon seit langen Jahren eifrig dabei, in den ihnen gehörigen Teilen der Insel solches zu thun, und die Engländer haben auch schon herrliche Erfolge aufzuweisen; sollte nun Deutschland allein dort seine Pflicht versäumen? Wenn es sich aber darum handelt, welche von den deutschen Gesellschaften denn wohl am ersten berufen sein möchte, dort einzutreten, so lautet die Antwort nach dem allgemeinen Urtheil der Leiter deutscher Missionen: *Die Rheinische Mission*. Es gibt heutzutage Leute genug, die sich die Sache des Wachstums der Mission ganz außerordentlich leicht vor-



stellen. Sie meinen jetzt, da Deutschland solche weiten Länder als seinen Kolonialbesitz erworben habe, nun mache sich das so zu sagen ganz von selbst, daß jetzt in allen diesen Ländern auch alsbald deutsche Missionen gegründet werden und sich ausdehnen müßten. Es ist wahr, die Gelegenheit zu diesem Wachstum der deutschen Mission ist allerdings offenbar gegeben, aber die gute Gelegenheit allein thut es doch noch lange nicht. Andere und zwar ganz wohlmeinende Leute meinen, das, worauf es jetzt im Augenblick ankomme, sei vor allen Dingen dies, daß die deutschen Missionsgesellschaften bedeutendere Geldmittel bekämen, um sich den neuen großen an sie herantretenden Aufgaben gewachsen zeigen zu können. Und eben darum raten uns diese Freunde, wir müßten jetzt auch andere weitere Kreise, die bisher der Missions- sache ferne gestanden, deren Aufmerksamkeit aber jetzt durch die kolonialen Unternehmungen auch auf die Mission gelenkt sei, für unser Werk zu gewinnen und heranzuziehen suchen. Nun, es ist ja allerdings richtig, zu einer Vergrößerung und Ausdehnung der Missions- arbeit gehören auch mehr Geldmittel, und wenn wirklich neue weitere Kreise bei uns in Deutschland von nun an mithelfen wollen, uns diese Mittel zu verschaffen, so kann uns das ja nur lieb sein; aber doch ist auch das noch nicht die Hauptsache, nicht das, worauf es ankommt. Nein, der Glaube muß in uns wachsen, sonst kann unmöglich unser Missionswerk wachsen, wirklich, innerlich, in Gottes Augen. Denn die Mission ist nun einmal ein **Glaubenswerk** und darum ist das Maß des Wachstums des Glaubens auch allein das entscheidende Maß für das Wachstum dieses Werkes. Wir haben nie etwas gewußt und gewollt im Missionswerk, als den Heiden das Evangelium predigen. In unsern Tagen aber wird von mehr als einer Seite ganz etwas anderes nicht nur uns angeraten, sondern von uns ausdrücklich gefordert, ja wohl unter allerlei Androhungen; da müssen wir von der einen Seite hören, das ginge nicht länger mehr so an, daß die Missionare nur ihrem religiösen Berufe lebten und ihre Zeit und Kraft lediglich auf die Verkündigung der Lehre des Christentums verwendeten, sondern sie müßten einen freieren Standpunkt einnehmen, und vor allen Dingen auch der Wissenschaft zu dienen suchen. Thäten sie das nicht, so könnten sie natürlich auch nicht auf eine allgemeine Unterstützung des ganzen deutschen Volkes rechnen und zudem würden sie, wenn sie auf ihrem seitherigen beschränkten Standpunkt verharren, sich eine schwere Verantwortung zuziehen und dem Heidenvolk, unter dem sie arbeiteten, auch nicht zum Segen sein können. Nun, unsere Missionare haben in der That der Wissenschaft auf allerlei Gebieten, in der Sprach-, Völkerkunde (Ethnographie), Naturwissenschaft, Meteorologie &c. nebenher manche gute Dienste geleistet und werden das auch fernerhin gern freiwillig und unentgeltlich thun, soweit Zeit und Gelegenheit sich dafür bietet, unbeschadet ihres Berufes. Aber auf diese Forderung, solches als ein wesentliches Stück ihres Berufes selbst anzusehen, können sie nicht eingehen, denn sie haben nur einen und zwar einen göttlichen Beruf, das Evangelium zu predigen, und damit wollen wir fortfahren in der festen Gewißheit, daß dies und nichts anderes den armen Heiden helfen kann, gleichwie es uns geholfen hat. Nein, wir wollen uns sicherlich weder durch die Drohungen, noch durch die Gunst der Weisen dieser Welt von unserer Einsicht in Christo abbringen lassen.

Von anderer Seite ist uns dringend der Rat gegeben, wenigstens auf den Gebieten, wo wir es in der Mission mit ungebildeten, sog. Naturvölkern zu thun hätten, da sollte man zunächst das Predigen und Lehren sein lassen, davon verstanden diese ungebildeten rohen Menschen doch nichts, sondern zunächst käme es lediglich darauf an, dieselben zur Arbeit zu erziehen. Nun ist es allerdings ganz richtig, daß die Mission, wo sie bei einem Volke wirklich Eingang findet, auch nach dieser Seite hin eine heilsame Wandelung hervorbringt, wie in vielen Ländern schon offen am Tage liegt. Gottes Wort predigt nicht umsonst: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, das Christentum adelt die Arbeit und macht treu und geschickt auch für den irdischen Beruf. Auch das ist ja immerhin ganz richtig, daß ein Missionar auf diesen Punkt von Anfang an seine Aufmerksamkeit gerichtet halten muß, und indem er selbst mit gutem Beispiel vorangeht, die Heiden zur rechten Arbeitsamkeit gewöhnt. Das aber wäre wahrlich die ganz verkehrte Welt und ein sehr bedenklicher Irrtum, wenn die Missionare dies zur Hauptsache, ja wohl gar zunächst zu ihrer ausschließlichen Aufgabe unter den Heiden machen wollten und so sich von Botschaftern an Christi Statt, die den in Sünden geknechteten Menschenseelen die Freiheit der Kinder Gottes und den Frieden durch das Blut des Kreuzes bringen, zu Erziehern zur Arbeit zu erniedrigen. Nein, wir bleiben dabei, daß unsere Aufgabe ist, den Heiden das Evangelium zu predigen.

Wieder andere und unter ihnen sogar Leute, die sich selbst in die Reihen der Missionsarbeiter gestellt haben, predigen uns auch neuerdings wieder die alte, schon so oft gehörte Lehre: Solchen rohen Völkern könne man nicht gleich das Christentum bringen, sondern vorher müsse erst die Kultur kommen, es müsse auch bei ihnen erst das Gesetz, d. h. bürgerliche Ordnung, Gesittung, Recht und Gerechtigkeit seinen Dienst und Aufgabe als Zuchtmeister auf Christus ausrichten. Man muß nun freilich zugeben, daß es einzelne Fälle gibt, wie z. B. bei den Buschmännern in Süd-Afrika, wo es allerdings gar nicht anders geht, man muß erst einige Aenderung in ihrer Lebensweise zuwege bringen, also, wenn man das so nennen will, man muß ihnen erst etwas Kultur bringen, ehe es überhaupt möglich sein wird, ihnen das Evangelium zu predigen, weil man ihrer bei ihrer jetzigen Lebensweise gar nicht habhaft, jedenfalls keinen irgendwie dauernden Einfluß auf sie gewinnen kann. Aber das ist doch etwas ganz anderes, als wie jener Rat besagen soll, und zudem sind das nur seltene Ausnahmen. Nein, jene ganze Anschauung beruht doch eben auf der falschen Voraussetzung, es gehöre eine gewisse Stufe von Kultur und Bildung dazu, um das Christentum fassen und verstehen zu können. Man muß sich nur wundern, daß diese Anschauung sich nicht durch die Erfahrung eines besseren hat belehren lassen, denn die Missionare, die unbekümmert um solchen klugen Rat allen Völkern, auch den am tiefsten gesunkenen, in einfältigem Gehorsam gegen Christi Befehl das Evangelium gepredigt haben, die haben schon nicht nur an einem, nein an unzähligen Orten die Erfahrung machen dürfen, auch diese armen, versunkenen Heiden, sie können dennoch das Evangelium verstehen, ja sie haben es im Glauben lebendig aufgenommen, und es hat neue Menschen aus ihnen gemacht, hat sie aus ihrer Verkommenheit herausgerissen. Von unserer Aufgabe, das Evangelium zu predigen, soll uns endlich auch das nicht abbringen,



wenn man uns neuerdings bei unserem Patriotismus anzufassen versucht hat, indem man uns sagt, unsere Missionare hätten bisher zu ausschließlich nur die Interessen und die Förderung des Reiches Gottes im Auge gehabt, sie müßten doch auch bedenken, daß sie Bürger des deutschen Reiches seien, und darum auch die Förderung des deutschen Reiches sich angelegen sein lassen, wozu sie ganz besonders in der Lage seien. Gewiß wollen unsere Missionare gute Patrioten sein, und wo sie ohne ihr Zutun unter deutsche Oberhoheit kommen, da werden sie das mit Freuden begrüßen und gern und willig ihre Vaterlandsliebe auch dadurch beweisen, daß sie der deutschen Kolonialregierung die mancherlei wichtigen Dienste leisten, zu denen sie durch ihre Stellung und Erfahrung befähigt sind; sie werden auch fernerhin, indem sie treu und einsätzig ihren Missionsberuf an dem betreffenden Volke ausrichten, ganz von selbst der deutschen Kolonisationsfrage große, ja unschätzbare Dienste thun, aber auf eins können und dürfen sie sich nicht einlassen, nämlich auf die unselige und verderbliche Vermischung von Politik und Religion, von Kolonisation und Mission. Auch das werden sie nie vergessen dürfen, daß sie nicht dazu hinausgesandt sind, den deutschen Kolonisten und Plantagen-Besitzern die Wege zu ebnen oder wohl gar das Land in die Hände zu spielen, sondern nur dazu, den Eingeborenen das Evangelium zu predigen. (Berichte der Rheinischen Mission).

### Der Hauptmann von Kapernaum.

Das war einmal ein Hauptmann! Nicht wie jener Offizier, der öffentlich behauptete: „was ein tüchtiger Soldat ist, muß auch fluchen können“, sondern ein Muster für jeden, der ein rechter Kriegsmann und ein rechter Christ sein will. Mancher fühlt sich in seinem Gewissen beschwert und mancher klagt laut darüber, daß es für einen Militär zu schwer sei, ein Christ zu sein. „Schon deshalb,“ sagte einmal ein hoher preussischer Offizier zu einem Geistlichen, „ist es schwer, weil es nicht möglich ist, Soldaten in Zucht und Ordnung zu erhalten, ohne zu fluchen.“ „Aber doch kenne ich einen Offizier“, erwiderte der Prediger, „der niemals geflucht hat, und dem dennoch seine Leute aufs Wort gehorchten.“ „O, den Mann nennen Sie mir!“ rief der Offizier aus, „ich muß von ihm lernen.“ „Der Mann“, fuhr jener fort, „war ein römischer Hauptmann zu Kapernaum. Er kommandierte seine Leute mit kurzen und sanften Worten. Komm! sprach er zu dem einen, und er kam. Gehe! zu dem andern, und er ging. Zum dritten: Thue das! und er thats. Ich denke, was in der römischen Armee bei heidnischen Soldaten möglich war, das sollte doch in der preussischen Armee unter christlichen Soldaten ebenso möglich sein können!“

An den wackern Hauptmann im heutigen Evangelium erinnert uns auch ein frommer Held der neuesten Zeit. Das war der General-Feldmarschall Graf Albrecht von Roon, der Schwertfeger des deutschen Reiches, oder, wie er sich selbst gern nannte, unsers Königs getreuer Feldwebel. Als dessen Diener einmal schwer erkrankte, hieß er ihm ein ruhiges Zimmer nach dem Garten hinaus einräumen und ihn mit aller Sorgfalt pflegen. Täglich konnte man den hochgestellten Mann und vielbeschäftigten Ratgeber des Königs an dem Bett seines treuen Dieners sitzen, ihm freundlich zusprechen und auch etwas vorlesen sehen. Er verstand die seltene Kunst, ein rechter Diener und ein rechter Herr zugleich zu sein, weil er

in erster Linie ein rechter Christ war. Darum möchte man auch von ihm sagen, wie von dem Hauptmann zu Kapernaum: das war einmal ein Feldmarschall!

Vierzehn Jahre lang hat Graf Roon als Kriegsminister der preussischen Armee gebient. Da jagte einmal während der bösen Konfliktzeit vor zwanzig Jahren ein Abgeordneter im preussischen Landtage: „Der Herr Kriegsminister gilt ja für einen religiösen Mann.“ Es war nicht gerade als ein Lob gemeint. Aber der Kriegsminister erwiderte mit ruhigem Ernst: „Ob ich ein religiöser Mann bin, weiß nur Gott, aber ich kann dem Herrn Abgeordneten versichern, daß mir in der That alles daran liegt, ein religiöser Mann zu sein.“

### Aus nah und fern.

L. — Unser Landtag ist am 14. d. Mts. mit der Thronrede eröffnet worden. Die Eingangsworte verlas der König selbst, um seinem Volke nochmals seinen Dank auszusprechen für den einmütigen und erhebenden Ausdruck der Liebe und Anhänglichkeit, der ihm zu dem Tage entgegengebracht wurde, an dem er auf die 25jährige Dauer einer durch Gottes Gnade nach innen und außen reich gesegneten Regierung zurückblicken durfte. Die weitere Verlesung übernahm der Kanzler.

Die Thronrede hebt zunächst hervor, daß die Finanzlage unseres Staates sich wieder günstiger als früher gestellt hat, und daß das abgeschlossene Rechnungsjahr auf fast allen Verwaltungsgebieten erfreuliche Ergebnisse zeigt. Nach dem vorgelegten Staatshaushaltsetat für 1886—87 betragen die Einnahmen 1288674412 M., die Ausgaben 1302828442 M., es wird also einer Anleihe von 14154000 M. bedürfen. Wenn demnach doch der Kredit des Staates wieder in Anspruch genommen werden muß, so ist zu erwägen, daß dieser Kreditforderung die enormen Summen entgegenstehen, die zur Tilgung von Staats-, besonders von Eisenbahnschulden, zu nützlichen Anlagen, zur Erleichterung der Gemeindelasten und zur Pensionierung der Lehrer nach dem neuen Pensionsgesetze verwendet werden müssen. Allein zu letzterem Zwecke sind für 1886—87 1800000 M. vorgesehen. Wenn der Stand unserer Finanzen auch an sich befriedigend ist, so muß der Staat doch, um weiteren dringenden Anforderungen, wie Abnahme der Schullasten und Besoldungsverbesserungen, zu genügen, auf weitere reichliche Einnahmen aus Reichsmitteln rechnen. Wesentlich diese Erwägung hat die preussische Regierung zu dem bekannten Antrage auf Einführung des Branntweinmonopols veranlaßt, von dem die Thronrede zugleich günstige Folgen für die Gesundheit und Sittlichkeit der Bevölkerung erwartet. Der letztere Gesichtspunkt ist gewiß der wichtigste, denn es gibt kaum ein anderes Vastex, das so verderbenbringend für Leib und Seele ist, und das so unzählige Opfer fordert, als die Trunksucht, die „Branntweinpest.“

Bemerkenswert in der Thronrede ist ferner die Stelle, die von der gedrückten Lage vieler gewerblichen Unternehmungen handelt. Sie ist durch eine Ueberproduktion herbeigeführt worden, durch die Häufung der Industrieerzeugnisse über die Möglichkeit des Absatzes hinaus. Die Thronrede warnt davor, in dieser wie in allen anderen Nöten nur Hilfe von der Gesetzgebung zu erwarten, vielmehr kann sie nur durch Selbsthilfe, durch eine Beschränkung in der Gütererzeugung eintreten.

Weiter werden in ihr Maßregeln angekündigt, welche gegenüber der Zurückdrängung des deutschen Elementes durch das polnische in den östlichen Provinzen den Bestand und die Entwicklung der deutschen Bevölkerung sicherzustellen geeignet sind. Worin dieselben bestehen sollen, ist vorläufig nicht gesagt, und ebensowenig spricht sich die Thronrede über die kirchliche Lage aus. Und doch bereiten sich auf diesem Gebiete weitere Entwicklungen vor und neue Kämpfe stehen in Aussicht. Der Papst mag wohl durch das Entgegenkommen des Reichskanzlers zu weiterem Vorgehen und zu neuen Versuchen, seine Macht in Preußen zu befestigen, ermutigt worden sein, denn er hat abermals ein Rundschreiben erlassen, diesmal an die preussischen Bischöfe, in dem er unverblümt die Forderung aufstellt, daß zur Erziehung und Ausbildung der Geistlichen sog. „tridentinische“ Seminare errichtet werden sollen, die ausschließlich den Bischöfen unterstellt sind und in die der Staat gar nicht dazwischen zu reden hat. Diese Forderung ist wieder etwas neues und betrifft ein Gebiet, das der Staat niemals preisgeben wird und kann, ja den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Streites, und so ist vorauszusetzen, daß dieser wieder in voller Stärke hervorbrechen, und daß der schroffe Gegensatz, der durch das unheilvolle vatikanische Konzil in unser nationales Leben hineinge-



worfen worden ist, sich noch erweitern wird. Der Kultusminister ist in der Ausarbeitung einer auf denselben Gegenstand bezüglichen Vorlage an den Landtag begriffen, der auch nach dieser Seite hin, der für unser Volksleben wichtigsten, bedeutungsvollen Verhandlungen entgegengeht.

Der Reichstag hat sich in zwei Sitzungen mit den Ausweisungen von Polen aus dem deutschen Reichsgebiete beschäftigt. Obgleich schon früher die kaiserliche Botschaft diese Angelegenheit für eine innerpreussische erklärt und der Reichskanzler sich bereit gezeigt hatte, sie im Landtage eingehend zu erörtern und dort die Gründe darzulegen, die die Regierung zu ihrem Vorgehen bewegen hätten, so konnten sich doch die vereinigten Oppositionsparteien nicht enthalten, sie auch im Reichstage aufs neue zur Sprache zu bringen und sie zu einer Flut von Angriffen gegen den Reichskanzler zu benutzen, über die sich das neidische Ausland vergnügt die Hände reiben wird, die aber dem Ansehen des Reichstages im Inlande selbst wahrlich nicht förderlich sind und die zugleich von der gehässigen Tonart, die sich in dieser höchsten nationalen Vertretung einzubürgern scheint, ein wenig günstiges Zeugnis ablegen. „Nehmen Sie sich in acht,“ rief ein Mitgl. mit Recht der Mehrheit zu, „daß man das Wort „deutsch“ an Ihnen nicht etwa in dem Sinne auffaßt, wie eine hervorragende Vertreterin der deutschen Interessen sich „Germania“ nennt.“ Am Tische des Bundesrates war bei diesen Verhandlungen niemand zugegen. Es ist ein merkwürdiger Unterschied zwischen den schmeichelhaften Ausdrücken, in denen der Papst in seinem bekannten Briefe der Gerechtigkeit und Weisheit des Kanzlers seine Anerkennung gezollt hat, und der Art und Weise, wie Herr Windthorst und Genossen beständig gegen ihn zu hetzen suchen und ihn als den tyrannischen und verfolgungsfüchtigen Diktator hinzustellen lieben, der ganz Deutschland in seinem eisernen Banne hält, und könnten sie in dieser Hinsicht wohl von ihrem Oberhaupte etwas lernen.

Mit den Friedensverhandlungen auf der **Balkanhalbinsel** geht es sehr langsam und holprig vorwärts, und die Lust, im Frühjahr wieder mit einander anzubinden, ist in diesen kleinen unruhigen Staaten noch keineswegs erloschen. Serbien setzt seine Rüstungen weiter fort und ebenso rüstet Griechenland mit allen Kräften und möchte sich gerne Kreta holen. Rußland thut das seinige, um die Verhandlungen hinzuschleppen und die auf dem Fürsten Alexander ruhende Ungnade des Czaren ist vorläufig trotz aller darauf gerichteten Bestrebungen noch nicht gehoben. So sieht es nicht eben darnach aus, als ob die erwünschte Beruhigung dort bald eintreten würde.

— (Kirchliche Zuwendungen in der Rheinprovinz Okt.-Dezbr. 1885.) Der Geh. Kommerzienrat L. Hösch zu Düren hat der reformierten Gemeinde für Zwecke des Real-Gymnasiums 70 000 M., für denselben Zweck haben andere Gemeindeglieder 112 000 M. zugewendet. Der Rentner C. Hüllstrung hat der evang. Gemeinde zu Düsseldorf für das Waisenhaus 6000 M. vermacht. Oberkonsistorialrat Dr. Ball zu Koblenz hat der Gemeinde Hörstgen zur Gründung einer Pfarr-Witwen- und Waisenklasse 1500 M. vermacht. Die Erben des Herrn Werner de Werth haben der evang.-reformierten Gemeinde Elberfeld ein 1 Hektar 11 Ar 23 Quadratmeter großes Grundstück für Armen- und Krankenpflege geschenkt.

— Die Zahl der Aerzte in Berlin und seiner nächsten Umgebung beläuft sich zur Zeit auf 1056. Wie viel berufsmäßig ausgebildete Leibes- und Geisteskraft steht da bereit, um den Bewohnern Berlins und seiner Vororte in leiblichen Nöten beispringen! Und nun vergleiche man mit dieser mehr denn stattlichen Zahl von 1056 Aerzten die wahrhaft klägliche Zahl der Geistlichen in Berlin und seiner nächsten Umgegend! Kaum können die Geistlichen der vielen Tausende in ihren Gemeinden nur auf dem Gebiete der Amtshandlungen Herr werden. Wo soll da von Seelenpflege die Rede sein! Und jährlich wachsen neue Tausende um die überbürdeten Geistlichen her aus der Erde.

— (Der kirchliche Notstand in den großen Städten.) Berlin zählt über eine Million Evangelische, darunter 775,000 Erwachsene, aber nur 38 Kirchen und 13 Kapellen mit zusammen noch nicht 50 000 Sitzplätzen, so daß, wenn alle Plätze in den Vormittags- und Abendgottesdiensten besetzt sind, gegen 100,000 die Kirche besuchen können, mehr als 600,000 evangelische Christen aber keinen Raum in den Kirchen haben. Die St. Thomas-Gemeinde mit mehr als 130,000 Seelen besitzt eine Kirche und eine Kapelle mit zusammen 1,700 Sitzplätzen; die Heilig-Kreuz-Gemeinde, in welcher das Stadtmissionshaus liegt, zählt über 70,000 Seelen und hat bei zwei Geistlichen eine Kapelle mit 500 Sitzplätzen, die einem Schuppen ähnlicher sieht, als einem Gotteshaus; St. Simon mit ca. 50,000 Seelen

hat eine gleiche Kapelle mit 500 Sitzplätzen, aber nur einen Geistlichen. Es sind mehr Dienstmädchen in Berlin als Kirchenstühle in allen evangelischen Kirchen und Kapellen, nämlich nach der letzten Zählung 58,930 weibliche Dienstmädchen und etwa 50 000 Kirchenstühle. Diese kirchliche Not führt natürlich zur geistlichen, sittlichen und sozialen Not. In einem Jahr sind 600 Ehescheidungen erfolgt, 10,400 Ehen, in welchen die Frau nicht mit dem Manne zusammenlebt, ca. 30,000 Prostituierte, über 70,000 in der Stadtvogtei Inhaftierte, über 32,000 aufgegriffene Bettler gezählt. 140,000 Personen fanden in diesem einen Jahr Aufnahme im Asyl für Obdachlose, und über 10,000 Menschen lebten in Wohnungen ohne Ofen. — In Hamburg gibt es eine Gemeinde von 43,000 Seelen mit nur einem Pastor, eine andere von 76 000 mit zwei Pastoren. Nur 3 Prozent der Bevölkerung geht sonntäglich zur Kirche. Durch die Innere Mission wird sehr anerkennenswertes zur Abhilfe dieses Notstandes geleistet, aber es ist doch nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Gott bessere es!

— (Eine Erinnerung.) Das eben gefeierte 25jährige Jubiläum des Königs Wilhelm ist natürlich auch in der königl. Botschaftskapelle zu Rom, wie überall, festlich begangen worden. Der 18. Januar, an welchem vor 185 Jahren Friedrich I. sich als König von Preußen krönte, erinnert lebhaft daran, wie damals der Vatikan sich zu diesem bedeutungsvollen Ereignis stellte. Papst Clemens XI. richtete am 18. April 1701 an die versammelten Kardinäle eine Ansprache, in der es hieß: „Es ist uns mitgeteilt worden, daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, vermittelst eines frechen und bisher unter den Christen nahezu unerhörten Sacrilegiums, sich den Namen und die Insignien eines Königs von Preußen angemacht hat, unter Verachtung der Kirche Gottes und durch einen strafwürdigen Bruch des Rechtes, welches in dieser Provinz dem deutschen Orden zusteht. Er hat sich durch diese Handlung schamloser Weise der Zahl derjenigen beigelegt, welche jenes göttliche Wort verdammt: „Sie haben geherrscht, aber nicht durch mich! Sie haben sich zu Fürsten gemacht, aber ich habe es nicht gewußt!“ Bis zu welchem Grade eine solche Handlung den apostolischen Stuhl beleidigt und den heiligen Canones widerspricht, welche befehlen, daß ein legerischer Fürst die Gewalt niederlegen soll, statt zu neuen Ehren erhoben zu werden, dafür ersparen uns Eure ausgezeichnete Frömmigkeit und Euer wohlbekannter Eifer die Beweisführung. Indes wollen wir Euch nicht in Unwissenheit darüber lassen, daß wir diese Schandthat nicht bemäntelt haben; vielmehr haben wir, um das Notwendige soviel als möglich zu thun und entprechend den Pflichten unseres Amtes durch Briefe an die katholischen Fürsten dieses freche und gottlose Attentat öffentlich verdammt.“ Mancher seltsamer Gedanke steigt Einem auf, wenn man diese Worte im Zusammenhang mit den jüngsten Ereignissen, die sich zwischen Berlin und Rom abspielten, bedenkt. Nur eins ist bei diesem maßlosen Ausfall vatikanischen Politik gegen den ersten König von Preußen und sein auf Gott und Menschen sich beziehendes „Suam cuique“ d. h. „Jedem das Seine“ hervorzuheben, daß das vom Papst citierte „göttliche Wort“ von dem heiligen Bernhard stammt, der es an niemand Geringeren, als an die herrschsüchtigen Päpste gerichtet hatte.

— Sehr erfreulich ist der von dem Amtmann Gutjahr in Aplerbeck (Westfalen) unternommene Versuch, die vielen Vereins- und andern öffentlichen Festlichkeiten einzuschränken, welche dort wie in den meisten Gegenden Deutschlands längst über das Maß des Zuträglichen hinaus zugenommen haben. Sein Vorschlag geht dahin, daß die gleichartigen Vereine mehrerer Gemeinden sich zu einer gemeinsamen Feier im Jahre vereinigen möchten, die dann ein wirkliches Volksfest werden könnte. An Ort und Stelle scheint der Gedanke Anklang gefunden zu haben. Um eine wirklich praktische Bedeutung zu gewinnen, müßte das aber freilich in ungleich größerem Maße geschehen. Es handelt sich hier in der That um die Beseitigung eines gesellschaftlichen Schadens, dessen Bekämpfung bis jetzt unseres Wissens noch nirgends energisch in Angriff genommen worden ist. Nur von militärischer Seite ist bei einer besonderen Gelegenheit einmal auf die Gefahren der allzu häufigen Kriegerverbandsfeste hingewiesen worden, ohne daß dies jedoch von durchgreifender Wirkung gewesen zu sein scheint. Möchte die von dem Amtmann Gutjahr gegebene Anregung allenthalben in Deutschland auf guten Boden fallen! Hier handelt es sich um eine sozialpolitische Maßregel, die, wenn sie kräftig durchgeführt wird, thatsächlich eine große Bedeutung gewinnen kann. Nichts schwächt die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Volkes mehr, als das Uebermaß von Festlichkeiten, wie es jetzt an der Tagesordnung ist. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit steht aber mit den gesamten sittlichen Zuständen in sehr engem Zusammenhang.



— (Ungarn.) Der vor kurzem zur Verteilung gelangte Bericht des ungarischen Unterrichtsministers über den Stand des Unterrichtswesens zeigt von neuem, in welchem Umfange die Ausrottung der deutschen Sprache in Ungarn betrieben wird. Nach diesem amtlichen Bericht gab es in Ungarn im Jahre 1869 5819 Volksschulen mit magyarischer, 1232 Volksschulen mit deutscher Schulsprache; dagegen im Jahre 1884 7983 mit ungarischer und nur noch 676 mit deutscher Schulsprache; im Zeitraum von fünfzehn Jahren ist also die Hälfte der deutschen Volksschulen magyarisiert worden.

— Ueber die Christenverfolgung in Cochinchina sind jetzt nähere Berichte eingegangen. Danach wurden in dem kath. Bistum Ost Cochinchina, zu welchem Hue, die Hauptstadt Annams, gehört, bis zum 1. November v. J. getötet: 9 französische Missionare, 7 einheimische Priester, 60 Katecheten, 270 einheimische Nonnen, 24000 Christen; 200 Pfarreien wurden vollständig zerstört, 225 Kirchen verbrannt, 17 Waisenhäuser, 10 Nonnenklöster, 2 Ackerbaukolonien, 2 Seminare und 2 Apo-

theken zerstört. — Im nördlichen Cochinchina wurden 7000 Christen getötet, darunter 9 einheimische Priester, und 60 Pfarreien zerstört. Die verschont gebliebenen Christen starben vor Hunger.

### Bibelkalender.

<b>Evang.:</b> Matth. 8, 1—13.	<b>Epist.:</b> Röm. 12, 17—21.
<b>Morgens.</b>	<b>Abends.</b>
<b>Sonntag, 24. Jan.:</b> Psalm 97.	Ps. 123, 124.
<b>Montag, 25. "</b> Richter 9, 1—21.	Matth. 9, 18—26.
<b>Dienstag, 26. "</b> " 9, 22—49.	" 9, 27—38.
<b>Mittwoch, 27. "</b> " 9, 50—57.	" 10, 1—15.
<b>Donnerst., 28. "</b> " 10.	" 10, 16—25.
<b>Freitag, 29. "</b> " 11, 1—11.	" 10, 26—42.
<b>Samstag, 30. "</b> " 11, 12—28.	Psalm 93.

### Gottesdienste.

3. Sonntag u. Epiph., 24. Jan. 1886:  
(Kollekte für die Diakonien-Anstalt in Duisburg.)

St. Johann. 10 Uhr: Pfr. Ilse. 2 Uhr: Pfr. Dörner. — St. Arnual. 10 Uhr. — Gündingen. 2 Uhr. — Srebasch. 1/9 Uhr: Sup. Zilleßen. — Sulzbach. 9 Uhr: Pfr. Wagner. 10 1/4 Uhr: Hilfspr. Ebert. 2 Uhr: Pfr. Wagner. — Neunkirchen. Untere Kirche 10 Uhr (Abendmahlsfeier; Beichte 1/10 Uhr; Anmeldung im untern Pfarrhaus): Pfr. Riehn. Untere Kirche 6 Uhr: Pfr. v. Scheven. — Wellesweiler. 2 Uhr: Pfr. v. Scheven. — Ottweiler. 10 Uhr: Pfr. Simon. 1/2 Uhr: Oberpr. Zidwoltz. — Trier. 10 Uhr: Sup. Klein. 3 Uhr: Pfr. Dr. Schumann. — Quint. 10 Uhr: Div. Pfr. Hoffmann.

Neunkirchen. Dienstag, den 26. Jan., abends 8 Uhr, Bibelstunde im Vereinshaus: Pfr. v. Scheven.

Gotteskasten. Für die Mission: Frau Schn. in Neunk. Dankopfer 3 M.

Für Bethlehems Kirchbau: Frau D. in Wellesweiler 50 S, E. L. daselbst 1 M, Frau H. daselbst 50 S, P. B. hier 2 M.

Für die arme Familie: N. N. 3 M, Joh. M. 3 M, Kr. 50 S, P. C. 1 M, Frl. D. 3 M, Kl. 1 M, B. 5 M, Frau Sch. 3 M, aus einer Schullasse aufm Schloß 3,60 M, Br. in Forbach 3 M, E. L. in Wellesweiler 1 M, Frau H. daselbst 50 S, N. N. 3 M, Z. 1 M, L. 1 M, Sp. 1 M, C. 50 S, durch die Redaktion der „Saar- und Blies-Zeitung“ 5 M, N. N. St. Johann 50 S, P. B. 50 S, E. R. 3 M.

Herzlichen Dank! Die Redaktion.

Für die Mitteilungen aus China: Pfr. H. Hundsbad 0,60 M, L. D. Gündingen 1 M, Frl. N. und B. M. Sobernheim (und für Missionar Faber) 10 M, Pfr. S. Koblenz 1,35 M, Schullinder in Ludweiler 1,24 M.

Für die arme Familie in Neunk. 1 M. Herzlichen Dank! Riehn, Pfr.

Unterzeichnete empfehlen sich zu allen in ihr Fach schlagenden Arbeiten unter Zusage möglichst billiger Preise und Verwendung besten Materials. Auf gefällige Anfragen werden die Herren Pfarrer Spieß in Friedrichsthal und Lichnow in Dudweiler Auskunft zu erteilen die Güte haben.  
Gottsbüren, Provinz Hessen.

**Gehr. Euler,**

Königl. Preuss. Hoforgelbauer.

Neunkircher Frauen- und Jungfrauen-Missions-Verein: Mittwoch, den 27. Januar, 2 Uhr, im obern Pfarrhaus.

Abonnementsgelder gingen ein pro 4. Qu. v. J. aus Saarbrücken 85,30 M, Dörrenbach 2,50 M, Buchenbach 12,70 M, Heusweiler 19,60 M, Bülkingen 61,20 M, Halbergerhütte 25,30 M, Oberstein 13 M, Ottweiler 41,15 M, Ludweiler 10,15 M, Friedrichsthal 50,50 M, Altenwald 27,70 M, Godesberg 1 M, Pörsch 1,15 M, Mülheim 0,50 M, Wolf 1,50 M; — 3. und 4. Qu. v. J. Traben 7 M; — 4. Qu. v. J. und 1. Qu. d. J. Marheim 2 M; — 1 Qu. Fehlingen 4,30 M, Steinbach 18,45 M, Dudweiler 51 M, Quint 7,05 M, Karthaus 17 M, Schnappach 15 M, Trier 36,75 M (incl. Reste), Herrenjohr 11,80 M, Mainzweiler 9,25 M, Schmidt-hachenbach 5,40 M, St. Wendel 10,35 M, Breslau 0,60 M, Mülhausen 0,60 M; — 1886 Hagenau 2 M.

Wir bemerken, daß es uns sehr erwünscht ist, wenn die Erhebung resp. Einzahlung der Abonnementsgelder vom Anfang bis zur Mitte des Quartals geschieht.

#### Die Expedition.

Quittung und Dank aus Niederwörresbach. (Fortsetz. v. Nr. 3.)

Frl. Lindenborn, Bonn — 2 Bettdecken und 5 M, Pfr. Reich von dem Provinzialauschuß für i. Miss. — 41 M; Pfr. Ilse, St. Johann — 18 M; Pfr. Heink, Kappeln — 3 M; Gaine, Saarbr. — 3 M; Sup. Klein, Trier — 5 M; N. Fuchs, Schweiler — 6,50 M u. c.; Frl. Grunius, Romm. — Gedrucktes und Strickw.; Frauens. in Emmerich — Kessel, Wolle u. c.; Frl. Brieger, Kreuzn. — 15 M; aus d. Nachl. d. H. Wagner, Feil — 48 M; aus Monzingen: J. Petusohn — 3 M; Fr. Kath. Petusohn — 1 M; Ungenannt 3 M; ehem. Pflöget. J. Schuler — 4 M; Frl. Fr. Müller — 5 M; J. L. Lauf — 2 M u. c.; Kreisr. v. Mundstedt — Gedrucktes; F. Z. Oberwörresbach — 1 M; Köhler, Buchenb. — 1,50 M; Pfr. Hadenberg, Hottenb. — 10 M; Pfr. Schwarting, Hotten — 4 M; Pfr. Petrus, Fischb. — 5 M; N. N. — 1,50 M; Fr. Pfr. Wegeleben, Bärw. — Strümpfe und Wolle; Vergm. Bach, Heusw. — Strümpfe; Fr. Dreuer, Niederwörresb. — Wed und Kaffee; Versammlung in Idar — 8,66 M; Baron v. Diergardt, Bonn — 50 M; Frau Einnehm. Schmidt, Herxst. — Badweil; S. Huber, Idar — Tuchw. **Sa. 653,86 M.**

**Nur das Solide hat Bestand!** Beweis: der enorme Absatz des **Holländ. Tabaks** von **B. Becker** in **Seesen a. Harz**. 10 Pfd. frko. 8 M.

Ein gebrauchtes **Pianino** steht unzugänglich billig zu verkaufen. Näheres durch Hauptlehrer **Stumm** in Friedrichsthal, Kr. Saarbrücken.

### Angeworbene Stellen.

Zum sofortigen Eintritt sucht ein reinl. braves Mädchen für die Küche, das Hausarbeiten mit übernimmt. [15]  
Frau Notar **Heinrich**, Bülkingen.

Ein süßes ev. Mädchen von 14—17 Jahren, das Liebe zu Kindern hat und alle häusl. Arb. versteht, wird bis 1. Febr. in eine Beamtenfamilie mit 2 Kindern aufs Land gesucht. Auskunft gegen Freimarke: Pfr. **Riehn**, Neunkirchen. [27]

Ein braves, erfahrenes Dienstmädchen wird gesucht. Adresse durch Hrn. Pfarrer **Riehn**, Neunkirchen. [32]

Als „**Wirtschafterin**“ gesucht für ein kleines Gut eine ältere Person zur Führung des Haushalts und der Milchwirtschaft. Gef. Franko-Offerten mit Gehaltsansprüchen u. c. zu richten an die Exped. d. Bl. [29]

Ein Mädchen, gesetzten Alters, aus guter Familie, das kochen kann und jede Hausarbeit gründlich versteht, wird bei gutem Lohn zum 15. Febr. nach Saarlouis gesucht von [30]  
**Koenigk, Hauptmann.**

### Gesuchte Stellen.

Ein 20jähr. Mädchen, das 2 Jahre in einem Konsum-Geschäft (Spezerei, Kurz-, Wollwaren u. c.) thätig gewesen ist, mit guten Zeugnissen versehen, sucht St. z. sof. od. bald. Eintritt. Auskunft: Pfarrer **Riehn**, Neunkirchen.

Von uns über 100 Sorten enth. Lager empfehlen als besonders schön und preiswert nachstehende

### Kaffeesorten:

Nr. 34 ff. Plantagen Ceylon Pfd.	1,25	1,50
" 150 " h'gelb Java	"	1,05
" 154 " Gold Java	"	1,33
" 112 " Manilla	"	1,00
" 143 " St. Lucie	"	0,90
" 174 " " Perl	"	1,00
" 155 " Ceara	"	0,88

Preise verstehen sich franko u. zollfrei von 9 1/2 Pfund an.

Original-Ballen mit 5% Rabatt.  
Das Kaffee-Import-Geschäft und Dampfströckerie von  
**Hacker & Naeve,**  
Nr. 3. Hamburg. Nr. 3.

Cigarren zu M. 30 bis 200 per Mille, Rauchtabelle zu M. 0,60 bis 2,00 pr. Pfd. in guter Ware, von 15 M. an franko empfiehlt die Industrie der Berliner Stadtmission zur Pflege und Beschäftigung entlassener Strafgefangener. Berlin SW. 61. Johannisstr. 6 (**Paul Marschel**).